

(Nachdruck verboten.)

„Gräff!“

(Trauermahlzeit.)

Von Timm Kröger.

„Wat magst du am lewsten?“ — Wenn man so fragt, dann handelt es sich nicht um Spiel und Sport, nicht einmal um Trinken, sondern, — das weiß jeder im Dorf, — nur um Essen, genau ausgedrückt: um das, was man mit Löffel, — der Löffel gehört mit dazu, — mit Löffel, Messer und Gabel dem Magen zuführt.

„Wat magst du am lewsten?“ — Das ist die direkte Frage nach dem Leibgericht.

Es war ein zeitiges, mildes Frühjahr, junges Grün schoß auf wie Salat, gelbe Gundsblumen wuchsen auf Kirschan Suhrs „Kopteinslage“, Brunnenkresse im Wallschatten, und die Vögel waren lustig.

Im Sonnenschein räkelten sich Jörn Suhr, Peter Heesch und Hans Thun. Dreizehn bis vierzehn Jahre waren sie alt und barsch; Jörn und Hans hatten kurze, Peter etwas längere Beine. Drei lange Peitschen lagen im Gras, denn alle drei hatten Röhre nach den Weiden getrieben.

„Wat magst du am lewsten?“ fragten sie sich.

Ueber ihnen im Knick wuchs ein Eichbaum. Der Westwind hatte ihn gezaust, nun streckte er die Arme nach Osten über Nachbar Thuns „Hans Kamp“. Als die Knechte den Knick abgeholzt hatten, war er ein junger Sproß gewesen, dem sie das Leben geschenkt. Nun wuchs er schon eine Reihe von Jahren und schlug sich tapfer mit dem Westwind.

Jörn Suhr, Peter Heesch und Hans Thun kümmerten sich nicht um die Eiche und nicht um den Westwind.

Viele Leute können nicht gleich Antwort geben, wenn man sie nach ihrem Namen fragt. Den drei Knaben ging es ebenso bei der Frage: „wat magst du am lewsten?“

Es ging ihnen wie den Kardinalen bei der Papstwahl. Eine Reihe Papabiles, — es gab viele Gerichte, die in Frage kamen. Aber bei jedem fühlte man, daß ihnen zum Allerbesten etwas fehle.

Erbjensuppe, Bohnensuppe, Pfannkuchen, sogenannte fette Mahlzeit, Schinken und Schinkengerichte, allerlei Fische, Schwarzfauer. Es sind gute Gerichte, namentlich Schwarzfauer, wenn tüchtig Speck darin ist und Buchweizenklöße, groß wie eine Bauernfaust und hart, Löcher in den Kopf zu schmeißen. — Und dann „Förtchen“; — wer nennt all die Herrlichkeiten? Grüße mit Sirup, — Grüße mit Sirup vor allen Dingen.

„Ihr habt Naluppe vergessen,“ sagte Hans Thun. Er stand auf dem linken Bein und scheuerte sich die Wade mit der rechten großen Zeh. — „Die Suppe ganz fett, Nalstüde dick wie mein Handgelenk. Mutter hat da Erbsen mit eingekocht. Ich darf langher auf den Tisch kriechen, Augen über den Topfrand, den Grund mit dem Löffel aufwühlen. Was alles in die Höhe kommt: grüne Erbsen, Wurzeln, Klöße, Peterfilie. Die Suppe ist ganz „lummerig“. Vater sagt: Jung friß, heut is Naluppntag! Und ich fresse.“

Der Vater von Peter Heesch hatte die Fischerei. Peter kriegte dreimal in der Woche Kal oder Fisch; er war nicht für Kal, er war für bunten Mehlbeutel, Reis voran, „das gib'ts zu Weihnachtsabend, und das ist das Best.“

„Moer streut braunen Kaneel und Zucker und gräbt ein Loch in der Mitte und steckt Butter hinein, und wenn der Reis all ist, dann kommt der Mehlbeutel, weißgelb von Mehl und Eiern und rund wien Backofen und voller Korinthn und Rosinen.“

„Ich glaube,“ sagte Jörn Suhr, „so eine Suppe, wie man sie auf Gräffs iszt, schmeckt besser als Nalupp und auch besser als Mehlbeutel.“

Hans Thun und Peter Heesch waren noch nicht auf Gräffs gewesen, aber Jörn Suhr (sein Mars Ohm von Balkenhof war Dienstag begraben) konnte davon erzählen. Auf drei Löffel zwei Pfund Fleisch. Reis in der Suppe gekocht, eine Kanne voll für jeden. Wenn er aufgefüllt wird, läuft das gelbe Fett heraus. Klöße aus Eiern, Fett und ein

bisshen Weizenmehl, so viel, daß der Löffel in der Terrine steif steht. Man drückt sie mit der Zunge an den Gaumen, und sie zergehen. Am Grund der Terrine liegt es ganz schwarz voll von Klößen aus Fleisch.

Der alte Jörn Decker im Moor wird von allen drei Knaben „Ohm“ genannt, denn er ist mit allen verwandt. Er ist alt und krank und bettlägerig, lange kann es nicht mehr währen bis zu Jörn Decker Ohms Gräff. Dann wollen sie alle drei hin und sehen, ob so eine Gräff besser schmeckt als Nalupp und bunter Mehlbeutel.

Im Himmel dreht man eine Kurbel, woran die Zeit aufgelockert ist. Es fielen viele Jahre aus der Ewigkeit hinab in die Zeit.

Sechzig Jahre sind dahin. Nun wollen wir sehen, wie es auf der Kopteinslage steht und was Jörn Suhr, Peter Heesch und Hans Thun machen.

Wie wurde es mit Jörn Decker Ohm?

Bei Jörn Deckers Grabmahlzeit haben sie alle drei geschwelgt, da war es außer Frage: über Gräff ging nichts.

Aber es ist lange her.

Sechzig Jahre.

Lebt Jörn Suhr noch?

Ja, er lebt noch und iszt sein Leibgericht, so oft er kann.

Er ist Junggeselle geblieben, seines Vaters Stelle hat er verkauft, er sitzt bei fremden Leuten in der Kathe auf dem Altenteil, zusammen mit einer alten Haushälterin, die eine erträgliche Suppe kocht.

Die Vorliebe für Trauermahlzeiten hat sich bei ihm vertieft, die Freuden einer Gräff genießt er mit großer Kunst. Wenn irgendwo Gräff ist, dann läßt er seine Wirtschaftlerin Maleen und Maleens Suppe im Stich. Dann rasiert er sich das Kinn (es hängt inzwischen schwer an faltigen Backen, er ist überhaupt ein altes, graues Männchen geworden), er rasiert sich also das Kinn, kriegt seinen schwarzen Anzug her und seinen alten Topfhut, macht sich fertig, entnimmt einem auf dem „Gericht“ im Wandbett liegenden Futteral Messer, Gabel und Löffel, alles in echtem Silber, mit roten Funkensteinen am Griff, wickelt sie in das „Jhehoer Wochenblatt“, holt seinen braunen Handstock mit Krüde aus dem Uhrgehäuse, ruft der Alten, die irgendwo in Küche, Kammer oder Keller steckt, zu: „Jä ga no weg“, worauf prompt aus dem Hintergrund die Antwort kommt: „Dat is good,“ und gleich darauf hört man die „Wangdör“ und hört jemand mit dem Stock über die Steine tappen.

Hochzeiten sind ihm zu geräuschvoll, die hat er ausgegeben, Totenmahlzeiten sind seine einzige Freude. Dabei fehlt er aber auch im Dorf und eine halbe Stunde rund herum nie. Man weiß das, man ladet ihn gleich ein. Weßhalb soll man dem Alten nicht den Gefallen tun? Gräffs und Jörn Suhr gehören zusammen.

Sobald er in dem schwarzen Weidertwand mit altem, glattrasiertem Gesicht (das Handwerkszeug in der Brusttasche) erscheint, heißt es: „Jörn komm her, sett di dal.“ Wenn er sich niedergelassen hat, geht ein verhaltenes Zucken vom Kinn aufwärts nach dem Mund und weiter nach den Augen. Das blinkende Handwerkszeug entrollt er und legt es neben seinen Teller, er faltet die Hände, betet und — erwartet die Suppe.

Wir sagen, eine Gräff macht ihm Freude, wir dürfen es sagen, ohne seinem Herzen zu nahe zu treten. Es kommen Todesfälle vor, die ihn betrüben, — aber ist das ein Grund, sich die Suppe nicht schmecken zu lassen? Weibevoll ist seine Seele bis zum letzten Fleischkloß; Reis und Mehlklöße und Fleisch, — alles verzehrt er, erfüllt von dem Bewußtsein, daß wir alle in Gottes Hand beschlossn sind.

Die Sachen mit den Rubinien sind für ihn feierliche Opfergeräte. Er wacht sorgfältig über ihre Verwahrung, er legt sie selbst auf das Gericht seines Bettes.

So wurde ihm der Tod vertraut. — „Der Tod ist kein schlechter Mann,“ pflegte er zu sagen, „dem Seligen schenkt er Ruhe und den anderen gibt er Suppe. Den Tod fürchte

ich nicht. Aber, wenn er lange Vorbereitungen macht, das und die Qualereien, die damit verbunden sind, davor habe ich Bange."

Einmal, — es war bei der Gräff des alten, reichen Ott, — da brachte Jörn Suhr einen mit, — einen neuen Gast und alten Mann, einen Greis mit langen Beinen und guter Haltung. Man aß auf der Saussiele, der neue stand, so lange er noch nicht bekannt gegeben war, so bißchen verloren herum und lehnte an den aufrecht an die Wand gestülpten Dackrog. Jörn Suhr aber ging stracks zur Frau Ott und sagte: „Guten Tag, Gretchen! Ich hab einen guten Freund mitgebracht, — du kennst ihn, er ist ein hiesiger, — Peter Geesch heißt er. Er mag auch so gern Gräffs. Darf er ein bißchen mitessen?" — Und Gretchen Ott antwortete: „Ja, Jörn, das darf er gern." Sie wendete sich an den Neuen, ihm die Hand gebend: „Wir kennen uns ja, Peter. — Nun komm hier man her und setz dich nieder!"

Und Peter Geesch erhielt einen Stuhl neben Jörn. Messer, Löffel und Gabel hatte er mitgebracht, sie sahen einfach aus und waren von Binn.

Vierzig Jahre vielleicht wohnte Peter Geesch nicht mehr im Dorf. Er hatte auf der ditmarischer Geest eine kleine Stelle gehabt. Es war ihm die Frau gestorben, die Stelle hatte er verkauft. Nun zog er nach seinem Heimatsdorf zu einer dort verheirateten Tochter.

Nach seiner Einführung bei Frau Ott war Peter Geesch bei Trauermahlzeiten ebenso gut ständiger Gast, wie Jörn Suhr.

Von Spöttern wurden Jörn Suhr und Peter Geesch „de Maastreien" genannt.

Wenn gutes Wetter war, sah man die Kreien im Gefolge, in der Regel aber kamen sie erst, wenn die, die vor Gott im Staub gelegen hatten, sich anschieden, bei Fleischklößen und Reis wieder aufrecht zu sitzen. Erst beschatteten ihre hohen, rauhaarigen Hüte die Dielenfenster, dann öffnete sich die Blaugdör und die beiden Kreien waren da.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

In dieser feierlichen, nur von den traurigen Klagen der fliehenden Stunden unterbrochenen Stille, erwarteten, getrennt von allem Lebendigen, fünf Menschen, zwei Frauen und drei Männer, den Eintritt der Nacht, der Dämmerung und der Hinrichtung, und jeder von ihnen bereitete sich in seiner Art auf diese vor.

Wie ihr ganzes Leben lang dachte Tanja Kowalschuk auch jetzt nur an die andern, niemand an sich und härmte und grämte sich um jener willen. Der Tod hatte für ihre Vorstellung nur insoweit Bedeutung, als Serejscha Solowin, und Ruscha, und die andern von ihm Qual und Pein zu erwarten hatten — sie selbst ging er gleichsam gar nichts an.

Um sich für ihre erzwungene Standhaftigkeit vor den Richtern schadloß zu halten, weinte sie ganze Stunden lang — wie nur alte Frauen, die viel Schmerzliches kennen gelernt haben, oder junge, sehr weichmütige, gutherzige Menschen weinen können. Die Vorstellung, daß Serejscha vielleicht keinen Tabak hatte, daß Werner möglicherweise seinen gewohnten starken Tee entbehren mußte, und daß sie beide obendrein sterben mußten, quälte sie vielleicht nicht weniger als der Gedanke an die Hinrichtung selbst. Die Hinrichtung war für sie etwas Unvermeidliches, ja sogar Nebenächliches, an das zu denken nicht lohnte — wenn aber jemand im Gefängnis, noch dazu vor seiner Hinrichtung, keinen Tabak hat: das ist ganz unerträglich. Sie rief sich alle die traurigen Einzelheiten ihres gemeinsamen Lebens ins Gedächtnis zurück und starb fast vor Angst, wenn sie sich das Wiedersehen Serejschas mit seinen Eltern vorstellte.

Eine ganz besondere Art von Traurigkeit ergriff sie, wenn sie an Ruscha dachte. Lange schon vermutete sie, daß Ruscha Werner liebte, und wenn dies auch keineswegs der Fall war, so beschäftigte sich doch ihre Phantasie gern damit, für die beiden etwas recht Schönes, Herrliches zu ersinnen. Da sie noch frei waren, trug Ruscha einen silbernen Ring, auf dem ein Schädel nebst Gebeinen, umgeben von einem Dornenkranz, abgebildet war; mit schmerzlicher Empfindung sah Tanja Kowalschuk oft auf diesen Ring als auf ein Symbol der Todesweihe, und halb scherzend, halb im Ernst hatte sie Ruscha gebeten, ihn vom Finger zu nehmen. „Schenk mir den Ring", bat sie.

„Nein, Tanetschka, ich schenk' ihn Dir nicht. Du wirst bald einen andern Ring am Finger tragen."

Wertwürdigerweise nämlich nahm man an, daß auch Tanja

sich bestimmt in nächster Zeit verheiraten würde, worüber sie sehr aufgebracht war, da sie von einem Manne nichts wissen wollte. Jetzt fielen ihr diese halb scherzhaften Gespräche mit Ruscha wieder ein, und wenn sie sich vorstellte, daß Ruscha nun wirklich verlobt war, so erstarrte sie förmlich in Tränen, vor lauter mütterlichem Kummer. Jedesmal wenn die Uhr schlug, hob sie ihr verweintes Gesicht empor und horchte — wie wohl die anderen dort in ihren Zellen diesen langgedehnten, zudringlichen Todesruf aufnehmen würden.

Ruscha aber war glücklich.

Die Hände auf dem Rücken, schritt sie in ihrem Arrestantenkittel, der für sie zu groß war und ihr das Aussehen eines Jungen gab, den man in die Kleider eines Erwachsenen gesteckt, gleichförmig und unermüdet in ihrer Zelle auf und ab. Die Aermel des Kittels waren ihr zu lang, und sie hatte sie aufgestreift, daß die fast lindlich schlanken, mageren Arme aus den weiten Öffnungen herborragten wie Blumenstengel aus der Öffnung eines plumpen, schmutzigen Kruges. Der grobe Stoff hatte den schlanken weißen Hals wund gerieben, und von Zeit zu Zeit machte Ruscha, mit einer Bewegung beider Arme, ihren Hals frei und befühlte vorsichtig mit dem Finger die Stelle, an der ihre Haut gerötet und wund war.

Ruscha schritt auf und ab, ganz rot vor Erregung, und suchte eine Rechtfertigung vor den Menschen. Sie suchte eine Rechtfertigung dafür, daß sie, die so jung und unbedeutend war, die noch so wenig geleistet hatte und überhaupt nichts von einer Heldin besaß, denselben ehrenvollen und schönen Tod sterben sollte, den vor ihr nur wirkliche Helden und Märtyrer gegangen waren. Mit unerschütterlichem Glauben an menschliche Güte, menschliche Mitempfindung und Liebe suchte sie sich vorzustellen, wie jetzt die Menschen sich ihretwegen erregten, sie beklagten und bedauerten, und sie errödete über so viel unerdiente Ehre. Es war ihr, als ob sie durch ihren Tod am Galgen eine große Ungehörigkeit beginge.

Bei der letzten Unterredung mit ihrem Verteidiger hatte sie diesen gebeten, er möchte ihr doch Gift beschaffen, dann aber sagte sie sich wie in plötzlicher Eingebung: wenn er nun samt den andern glaubt, daß sie das aus Prahlerei tut, oder aus Feigheit und, statt still und unbemerkt zu sterben, nur Aufsehen machen will? Und sogleich hatte sie ihre Bitte widerrufen:

„Nein, lassen Sie es lieber, es ist nicht nötig."

Auch jetzt hatte sie nur den einen Wunsch: den Menschen klar zu beweisen, daß sie keine Heldin sei, daß der Tod gar nichts Schreckliches an sich habe, und daß man sich überhaupt nicht um sie zu bekümmern und sie zu bemitleiden brauche. Ihnen klar zu beweisen, daß sie nichts dafür konnte, wenn man sie, ein junges, unbedeutendes Mädchen, durch einen solchen Tod auszeichnete und ihretwegen so viel hermachte.

Da sie aber einmal mit angeklagt war, so suchte sie doch wenigstens nach irgend einer Rechtfertigung, nach Argumenten, die ihr Opfer wenigstens seinem wahren Wert nach bestimmten.

„Gewiß, ich bin jung," sagte sie sich, „und könnte noch lange leben. Aber?"

Und wie eine Kerze im Glanze der aufgehenden Sonne verblaßt, so erschien ihre Jugend und ihr Leben ihr dunkel und trüb im Vergleich mit dem herrlichen, strahlenden Lichte, das ihr bescheidenes Haupt umleuchten sollte. Nein, es gab dafür keine Rechtfertigung.

Aber vielleicht lag eine solche in jenem ganz besonderen Etwas, das sie in der Seele trug, jener grenzenlosen Liebe, Tatbereitschaft und Selbsthingebung? Traf sie denn eine Schuld, weil man sie nicht alles das hatte verrichten lassen, was sie verrichten konnte und wollte, weil sie an der Schwelle des Tempels, am Fuße des Altars erschlagen worden war?

Wenn also der Mensch nicht nach dem zu werten ist, was er vollbracht hat, sondern nach dem, was er vollbringen wollte . . . dann war sie doch wohl der Märtyrerkrone wert?!

„Bin ich es wirklich?" fragte Ruscha sich verstämt. „Verdiene ich sie wirklich? Verdiene ich es, daß die Menschen um mich weinen, sich um mich beunruhigen — um mich, die ich so klein und so unbedeutend bin?"

Und eine unsagbare Freude erfüllte sie. Nein, es gab keinen Zweifel und kein Schwanken: sie war aufgenommen in den Kreis der Erwählten, sie tritt gleichberechtigt in die Reihen jener Lichtgestalten, die von alters her durch Scheiterhaufen, Folter und Tod zum hohen Himmel emporschreiten. O Ruhe und Friede, so hehr, o unerlöses, still leuchtendes Glid! Es war ihr, als hätte sie die Erde schon verlassen, als weilte sie in der Nähe der unbefannten Sonne der Wahrheit und des Lebens und schwebte körperlos dahin in ihrem Lichte.

„Und das nennen sie den Tod! Was ist das für ein Tod?" dachte Ruscha selig.

Und wenn die Gelehrten, Philosophen und Denker der ganzen Welt sich in ihrer Zelle versammelten, ihre Bücher, Seziersmesser, Beile und Stricke vor ihr ausbreiteten und ihr bewiesen, daß der Tod existiert, daß der Mensch stirbt und getödet werden kann, daß es keine Unsterblichkeit gibt — so würden sie sie alle nur in Erstaunen sehen. Wie kann es keine Unsterblichkeit geben, wenn sie schon jetzt unsterblich ist? Von welcher Unsterblichkeit, von welchem Tode kann noch gesprochen werden, wenn sie schon jetzt tot und unsterblich ist, lebendig im Tode, wie sie lebendig war im Leben?

Und wenn man in ihre Zelle einen Sarg hineinbrächte, in dem ihr eigener verwesender, die Luft verpestender Körper läge und man sagte ihr:

„Sieh! Das bist Du!“

Dann würde sie hinschauen und antworten:

„Nein. Das bin ich nicht.“

Und wenn man sie durch diesen abscheulichen Anblick der Verwesung erschrecken und ihr einreden wollte, daß sie es dennoch sei, sie und keine andere — dann würde Muzja lächelnd antworten:

„Nein. Ihr meint, daß ich das da sei, aber das bin ich nicht. Ich bin die, mit der Ihr jetzt redet, wie kann ich dann das da sein?“

„Aber Du wirst sterben und wirst das werden.“

„Nein, ich werde nicht sterben.“

„Man wird Dich hinrichten. Dort liegt schon der Strid.“

„Man wird mich hinrichten, aber ich werde nicht sterben. Wie kann ich sterben, wenn ich schon jetzt unsterblich bin?“

Und die Gelehrten, Philosophen und Senter würden von ihr ablassen und zitternd sprechen:

„Nähret nicht an diesen Ort! Dieser Ort ist heilig.“

Worüber dachte Muzja sonst noch nach? Ueber gar vieles dachte sie nach — denn der Lebensfaden war für sie mit dem Tode nicht abgerissen, sondern spannt sich ruhig und gleichmäßig weiter. Sie dachte an die Genossen — an die in der Ferne, die unter Kummer und Schmerz ihre Hinrichtung mit durchlebten, und an die in der Nähe, die mit ihr gemeinsam das Schafott besteigen würden. Sie wunderte sich über Wassili — was ihn wohl so eingeschüchtert haben mochte? Er war immer sehr tapfer gewesen und konnte sogar scherzen mit dem Tode. So hatte er noch an jenem Dienstmorgen, als sie beide die Hüllenmaschinen an ihrem Hüftel befestigten, die wenige Stunden später sie selbst zerreißen mußten, gescherzt und seine Späße gemacht, während Tanja Kowalitschuk vor Aufregung so gezittert hatte, daß man sie beiseite führen mußte. So unvorsichtig hatte Wassili sich benommen, daß Werner ihm streng zurufen mußte:

„Man darf mit dem Tode nicht familiär werden.“

Was hatte ihm jetzt wohl diese Furcht eingejagt? So fremd war Muzjas Seele diese unbegreifliche Furcht, daß sie es bald aufgab, darüber nachzudenken und ihre Ursache zu ergründen. Dafür wandelte sie plötzlich das leidenschaftliche Verlangen an, Serejscha Solowin zu sehen und mit ihm gemeinsam über irgend etwas zu lachen. Und noch leidenschaftlicher verlangte sie danach, Werner zu sehen und ihn von irgend etwas zu überzeugen. Und wie sie sich so vorstellte, daß Werner in seiner bestimmten, abgemessenen Gangart, immer die Absätze fest gegen den Boden stemmend, neben ihr hergehe, da sprach Muzja im Geiste zu ihm:

„Nein, Werner, mein Lieber, das ist alles Unsinn, das ist durchaus gleichgültig, ob Du den N. N. getötet hast oder nicht. Du bist ein kluger Mensch, aber Du spielst sozusagen immer Schach: erst eine Figur nehmen, dann die zweite — und dann hat man gewonnen. Die Hauptsache, Werner, ist, daß wir selbst bereit sind zu sterben. Verstehst Du? Was denken denn diese Herren? Daß es nichts Schrecklicheres gibt als den Tod. Sie haben ihn selbst ausgekostet, diesen Tod, haben selbst Angst vor ihm und schrecken uns damit. Ich hätte sogar Lust zu folgendem Waquis: ganz allein möchte ich mich vor ein ganzes Regiment Soldaten stellen und aus meinem Browning auf sie schießen. Ganz allein will ich dastehen, und ihrer mögen ruhig Tausende sein, und auch töten will ich keinen. Das eben ist die Hauptsache, daß ihrer Tausende sind. Wenn Tausende einen Einzelnen töten, so heißt das, daß dieser Einzelne gesiegt hat. Das ist die Wahrheit, lieber Werner.“

(Fortsetzung folgt.)

Schüler selbstmorde und Schulsünden.

Von Otto Kühle.

I.

In der Psychologischen Gesellschaft in Berlin hat kürzlich Dr. Grenzow in einem Vortrage über die Psychologie des Selbstmordes erklärt, „daß die modernen Schüler selbstmorde weit weniger aus pädagogische Mißgriffe, deren Bestreben allerdings nicht hinweggeleugnet werden kann, als auf das ganze gegenwärtige soziale Milieu zurückzuführen seien“. Die Behauptung ist in dieser Form entschieden falsch. Richtiger dürfte es sein zu sagen, daß die außerordentliche Häufigkeit der Schüler selbstmorde zu erklären ist aus dem Lebensmilieu des Kindes, in dem die Schule eine große und infolge ihrer natur- und vernunftwidrigen Erziehungsmethode verhängnisvolle Rolle spielt. Denn darüber kann bei undoreingenommener Prüfung der Sachlage gar kein Zweifel mehr bestehen, daß die Schule in der ziemlich abwechselungsreichen Reihe der Motive, die in dem Kinde den furchtbaren Entschluß zu gewalttätiger Vernichtung des Lebens reifen lassen, eine Hauptrolle spielt. Welch ein unbegreifliches, in seiner widerspruchsvollen Tragik erschütterndes Bild: die Schule, die alles Edle, Große, Reine in den Geist und das Gemüt des Kindes

senken, den noch leistungsfähigen Willen zu Festigkeit und Tatkraft für den Daseinstampf erziehen, überhaupt den werdenden Menschen durch harmonische Entwicklung aller seiner physischen wie psychischen Anlagen zu entchiedenster, kräftigster und freudigster Lebensbejahung befähigen soll — dieselbe Schule als Ursache verzweifelter Daseinsverneinung, als unerbittliches Motiv bedingungsloser Lebensvernichtung! Man begreift, daß die Pädagogen sich entrisstet und erbittert gegen ein Eingeständnis ihrer Schuld wehren und Argumente aus den Wänden tragen, um der Wucht dieser Anklage nicht zu erliegen.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kannte man Kinder selbstmorde kaum; aus fast allen Ländern — Preußen, Frankreich, England, Italien usw. — wird dies bezeugt. Nur ganz vereinzelt Fälle, die als etwas Unerhörtes galten, kamen vor; so in Berlin von 1788 bis 1797 ein einziger Fall. Im nächsten Jahrzehnt waren es schon drei. Duetelet, einer der Begründer der Moral- und Sozialstatistik, war der erste, der auf die allmähliche Zunahme der Kinder selbstmorde hinwies, und schon um das Jahr 1825 klagte Dr. Casper in seinen „Beiträgen zur mediz. Stat.“: Nirgends zeigt sich die Schattenseite der Kultur wohl greller, als wenn wir die fast unglaublich scheinende Zunahme der Kinder selbstmorde in der neuesten Zeit betrachten. Und 1848 schrieb er in seinen „Denkwürdigkeiten“: Die Kinder selbstmorde sind überall in der Monarchie in der neueren Zeit in so steigender Häufigkeit vorgekommen, daß es ermüdend wäre, auch nur einen Teil solcher Fälle hier bekannt zu machen. Auch andere Statistiker haben bis in die neueste Zeit herauf die Zunahme der Kinder selbstmordziffern hervor, so Heyfelder, Griesinger, Brinzing, Siegert u. a., während Gutstadt, Rehsch und Vaer nicht ohne weiteres diesen Standpunkt teilen, sondern mehr oder weniger der Ansicht zuneigen, daß die Selbstmordhäufigkeit gewiß bedeutend zugenommen habe, der Anteil der Kinder selbstmorde hingegen im allgemeinen der gleiche geblieben sei. Dieser Auffassung sieht allerdings die offizielle Statistik entgegen, ganz zu schweigen davon, daß schon die regelmäßige Verfolgung der Tagespresse ohne weiteres eine unzweifelhafte Steigerung der Selbstmordhäufigkeit bei Jugendlichen erkennen läßt. Nach der Statistik kamen in den Jahren 1869—78 im jährlichen Durchschnitt auf 666 028 Kinder ein Selbstmord, während bis zur Periode 1894 bis 1898 diese Ziffer auf 497 815 zurückgegangen ist. Dies bedeutet offenkundig eine Zunahme der Kinder selbstmorde. In den drei Jahrzehnten 1869—98 sind allein in Preußen insgesamt 1708 Kinder (1348 Knaben und 362 Mädchen) durch Selbstmord aus dem Leben geschieden. Eine ganz ungewöhnlich hohe Ziffer in dieser trüben Statistik weist das Königreich Sachsen auf. Nach Dr. Krell kamen hier im Jahre 1900 schon auf 100 Selbstmorde ein Kinder selbstmord, 1902 sogar schon auf 42 Selbstmorde. Dabei gilt für die Statistik der Kinder selbstmorde, wie Dr. Vaer betont, ganz besonders, „daß ihre Zahl in Wirklichkeit größer ist, als die offiziell ermittelte“.

Ungleich interessanter als die Ermittlung der Selbstmordhäufigkeit ist die Ergründung der Motive, die zum Selbstmord führen. Besonders die Kinder selbstmorde stellen ein der wissenschaftlichen Erschließung und Durchforschung noch dringend bedürftiges Gebiet dar; der Psychiatrie und Psychologie, Soziologie und Pädagogik eröffnen sich hier weite Felder zur Betätigung. Ein gesundes, widerstandsfähiges, wohlzogenes Kind dürfte wohl nur in den allerersten Fällen den Gedanken des Selbstmordes fassen, „aber nach Hunderttausenden zählen die geschwächten Schöplinge, die mit vermindelter Lebensenergie zur Welt kommen, in denen Alkoholismus, Ausschweifung, Krankheit, Art und Ueberarbeitung der Eltern eine geringere Widerstandskraft für den Lebenskampf erzeugen. Oftmals können sorgfältige, liebevolle Erziehung, gute äußere Umstände einen Ausgleich herbeiführen, oft auch bleibt wenigstens der Anstoß zu einem tragischen Abschluß fern. Treten aber an solche Kinder mit den reizbaren Nerven, dem ausgeglichenen, oft überempfindlichen Gemütsleben weitere Schädigungen und Kümmernisse heran, so ist der Weg zur Tragödie vorgezeichnet.“

Es liegt in der Natur des Selbstmordes im allgemeinen wie in seiner gesellschaftlichen Beurteilung im besonderen begründet, daß an ihm mancherlei Momente dunkel zu bleiben pflegen, nicht zum letzten die Ursachen, die sich der nachträglichen Erforschung am leichtesten zu entziehen vermögen. In allen Statistiken über Selbstmordursachen findet sich denn auch die Rubrik: „Unbekannte Motive“ und zwar durchgängig mit hoher Ziffern. So waren zum Beispiel unter 936 in den Jahren 1884 bis 1898 im Alter von 10 bis 15 Jahren ausgeführten Selbstmorden 337 (37,4 Proz.) mit unbekanntem Ursachen, und Morjelli berechnete auf je 1000 Selbstmörder im Alter von unter 15 Jahren in Preußen für die Jahre 1869—72 nicht weniger als 434 Knaben und 319 Mädchen, bei denen die Motive des Selbstmordes nicht zu ermitteln waren. Nun meint Vaer, der zwar nicht wie Esquirol eine spezifische Irrensform als Selbstmordmotiv annimmt, aber leicht geneigt ist, Geistesstörung, psychopathische Minderwertigkeit und krankhafte Affekte als Hauptursachen der Kinder selbstmorde gelten zu lassen, auch „von den Fällen aus „unbekanntem Ursachen“ dürfe ohne jedes Bedenken ein großer Teil als solche angesehen werden, welche den minderwertigen, zweifelhaften, psychopathischen Motiven zugerechnet werden, deren wahrhafter Geisteszustand während des Lebens nicht erkannt worden ist.“ Dem entgegen ist Durand-Gardel der Meinung, daß Mißhandlung die häufigste

Ursache der Kinderelbstmorde bilde; in idealer Konkurrenz hierzu steht Ferriani, der als bedeutender Kinderpsycholog bekannte italienische Staatsanwalt, „die Furcht vor der Schule“ als das in den meisten Kinderelbstmordfällen ausschlaggebende Motiv an.

Die Furcht vor der Schule! Eine kleine, aber doch so große und leidensvolle Welt tut sich da vor uns auf, eine Welt voll ungezählter Momente der Sorge und Angst, des Kummers und der Mühsal, des Abscheues und Grauens, des Schmerzes und der Verzweiflung, die in ungezählten Schattierungen die Herzen und Hirne der Kinder durchzuden und durchzittern. Da sind kleine bejammernswerte Lohnproletarier, von früh bis spät ins Arbeitsjoch gespannt, die, wenn sie abgehängt und mit knurrendem Magen in der Schule das einzige Ruheplätzchen einnehmen, das der Tag ihnen bietet, dem Unterricht nicht zu folgen vermögen. Das Lernen wird ihnen zur Qual, der Lehrer, der sie allen Hemmnissen zum Trotz vorwärts bringen will, erscheint ihnen als Peiniger, die ganze Schule mit all ihrer Kälte, ihren Schöffheiten und Martern löst bei ihnen nur Empfindungen der Angst, des Widerstrebens und Schredens aus, die sich bis zu Lebensüberdruß und Verzweiflung steigern können. Da sind weiter die Kranken, die Abnormen, die Krüppel, deren geistige Schwäche und Minderwertigkeit oft genug nicht erkannt wird, die als „Faulpelze“ und „Foselsänke“ mit Prülgeln traktiert werden und denen der Unterricht zur Hölle gemacht wird. Die Entertiten, Heimaten und Elternlosen, die früh ins Leben Gestoßenen, die Hungrigen und Entkräfteten, die vielfach Mißhandelten, erblich Belasteten, Degenerierten und Demoralisierten, Bewahrlosten und frühen Opfer der Zwangserziehung und der Gefängnisse — schier endlos ist der Glanzzug. Dazu die feinfühligsten Naturen, die Sensiblen und krankhaft Empfindsamen, die von übertriebenem Ehrgeiz Beherrschten und in falschen Vorurteilen Versangenen. Sie alle stellen das Kontingent der jugendlichen Selbstmörder.

Kleines feuilleton.

Das Genesen. Wohl ist in den Krankenhäusern dem Menschen eine Bürde auferlegt; denn Beschwerden aller Art und Schmerzen sind ihre Begleiter, und oft sehen sie dem Leben selbst ein mehr oder weniger plötzliches Ende. Aber ihnen verdanken wir auch eins der schönsten und wohlthuendsten Gefühle: das Genesen. Vergessen sind die schweren, bangen Tage; stiller, ruhiger Friede lagert auf dem Antlitz, und der verlorene Glanz kehrt dem matten Auge wieder, während die neuerwachende Freude am Leben die Brust immer weiter spannt und neue Hoffnungen das Herz erfüllen. Der Genesende geht einem neuen, sonnigen Leben entgegen. Mit dem seelischen Wiederaufleben geht die körperliche Erholung Hand in Hand; die gesteigerte Eßlust des Hungrigen und ruhiger, tiefer Schlaf tun das ihrige dazu. Wie die meisten unserer besonderen Empfindungen, Gefühle und Stimmungen in besonderen körperlichen Veränderungen und Vorgängen ihre Grundlage und Anregung haben, so auch das Wohlbehagen des Genesenden. Durch die zehrende Krankheit ist der Körper abgemagert, zusammengeschrunpft, also an Masse weniger geworden, und zwar in allen seinen Teilen ziemlich gleichmäßig. Hat die Krankheit aber den Körper endgültig verlassen und arbeiten die Organe wieder in harmonischer Eintracht, dann nimmt auch die Masse des Körpers, das Gewicht, wieder zu, d. h. der Körper wächst, und zwar wächst er in seine frühere volle Form hinein. Und gerade dies Wachsen und Dehnen des Körpers ruft das wohlige Gefühl und Behagen hervor, das der Genesende empfindet. Am stärksten ausgeprägt ist das herrliche Gefühl des Genesens nach den fieberhaften Erkrankungen. Diese lassen den Körper verhältnismäßig schnell und stark abmagern, und so folgt ihnen naturgemäß auch ein verhältnismäßig schnelles und energisches Wachsen des Körpers. Aber auch da wieder mit Unterschied. Am kräftigsten geht das Wachsen fort, wo das Fieber ziemlich plötzlich den Körper verläßt, wo die Krankheit krisenhaft endet. Das ist z. B. immer der Fall bei einer Lungenentzündung, in gewissem Grade auch bei Scharlach, Masern und anderen Krankheiten. Schon weniger beim Typhus, wo das Fieber meist ganz allmählich heruntergeht, das Wachsen verhältnismäßig langsam einsetzt und ebenso langsam fortschreitet, hier wird daher das Genesen deutlich empfunden. Das Wachsen des Körpers nach einer überstandenen fieberhaften Krankheit kann aber auch noch durch besondere Umstände verzögert, die Empfindung des Genesens damit herabgestimmt werden. Es kommt nämlich gerade bei fieberhaften Erkrankungen nicht selten vor, daß im Verlauf der Krankheit das eine oder andere Organ geschädigt wird und durch eine Funktionsstörung dauernder Schaden zurückbleibt. So wird bei dem akuten Gelenkrheumatismus, einer mit Wecht sehr gefährlichsten Krankheit, häufig das Herz in Mitleidenschaft gezogen. Es bleibt dann als Funktionsstörung ein „Herzfehler“ zurück, wenn auch mit der Zeit ein gewisser Ausgleich durch erhöhte Arbeitsleistung dieses Organs eintritt. Auch das Alter ist von Einfluß auf ein schnelles oder langsames Wachsen des Körpers nach einer Krankheit, denn der jugendliche Leib erholt sich schneller als der alternde. Ganz besonders aber spricht auch

die allgemeine Körperbeschaffenheit des Genesenden, die Festigkeit seines Organismus, mit; der von Natur aus Schwächliche geneset langsamer als der Kräftige.

Das Wachsen und Dehnen des Körpers wird überhaupt nur dann als ein wohlige Gefühl empfunden, wenn der Körper in all seinen Teilen wächst. Es gibt nämlich sogar eine Art von Krankheiten, die gerade auf dem Wachsen des Körpers beruht; das sind die sogenannten Neubildungen, von denen der Krebs am meisten bekannt und gefürchtet ist. Bei diesen Krankheiten handelt es sich aber um ein beschränktes Wachsen des Körpers an irgend einer besonderen Stelle (Magen-, Brust-, Lippentrebs usw.). Das sind also Auswüchse, die ein ungezügelt, wildes Wachstum des Körpers darstellen. Durch dies auf eine oder mehrere besondere Stellen des Körpers beschränkte naturwidrige Wachsen werden den übrigen Körperteilen die Lebensäfte entzogen, so daß der Körper immer mehr abmagert. Solche Kranken stehen daher in ihrem Allgemeinbefinden nicht unter dem Zeichen des Wachsens und Dehnens, sondern unter dem der Schrumpfung und Zusammenziehung, und infolgedessen ist gerade dabei das Krankheitsgefühl sehr ausgeprägt. Denn wie jedes Wachsen und Ausdehnen des Körpers mit einem angenehmen, so ist umgekehrt jedes Schrumpfen und Zusammenziehen mit einem unangenehmen Gefühl verbunden. Leider gibt es noch zahlreiche andere Krankheiten, die der Körper nicht überwinden kann. Es sind dies die meisten der chronischen Krankheiten, die vielfach durch vorzeitiges Schrumpfen besonderer Organe, wie der Nieren, der Leber usw. bedingt sind. Solchen und noch manchen anderen Krankheiten winkt nicht der Glücklichern der Genesung. — Dr. G. Koenig.

Technisches.

Das Höhensteuer Zeppelins. Die neuerlichen Aufstiege des Zeppelinschen Luftschiffes, bei dem ein neues Seitensteuer ausprobiert wurde, lenken die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die Manövrierborrichtungen des Riesenballons, über die zum Teil immer noch keine vollständige Klarheit herrscht. Namentlich das Prinzip der Höhensteuerung ist vielfach unrichtig dargestellt worden. Aus diesem Grunde übernimmt es D. de Querbaia, einer der sachmännlichsten Beiräte Zeppelins, in der „Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt“ das Wesen und die Wirkungsweise der genannten Vorrichtung auseinanderzusetzen. Im Prinzip ist ihre Rolle die gleiche, wie die jener Tragflächen, die bei den eigentlichen Drachenschiffen durch Schrägstellung gegen eine Luftströmung die Hebewirkung hervorrufen. Bei einem Ballon dient eine solche Fläche dazu, ohne Ballastverlust Verschiebungen in vertikaler Richtung erzeugen zu können. Je größer solche Flächen, deren das Zeppelinsche Luftschiff je ein Paar vorn und hinten trägt, angelegt werden, je größer die Eigengeschwindigkeit des Ballons ist und je stärker die Reizung der Höhensteuer sich dem Maximum von 45 Grad annähert, desto mehr wird der Auftrieb sich verstärken, so daß eine entsprechende Geschwindigkeit bei genügend großen Tragflächen schließlich den hebenden Ballon vollkommen überflüssig machen würde. Bloße Vergrößerung der Steuerflächen kann jedoch den Sub nicht fortlaufend steigern, da der Luftwiderstand eine Grenze setzt. Bei prall gefülltem Ballon wird die Schrägstellung des Höhensteuers ein Emporsteigen bewirken, bis der Abtrieb, der durch die geringere Luftdichte in der Höhe erfolgt, einen Gleichgewichtszustand schafft. Bei einem solchen Aufstieg bleibt das Luftschiff horizontal, wenn beide Steuerpaare gleichstehen, nimmt jedoch eine geneigte Lage an, wenn nur ein Steuer schräg gestellt wird. Graf Zeppelin gab im Jahre 1906 die Hubkraft seiner Höhensteuer auf etwa 700 Kilogramm an, woraus sich berechnet läßt, daß durch die Steuerwirkung allein eine Höhendifferenz von 500 Meter überwunden werden kann, was mit den bisherigen Ergebnissen auch übereinstimmt. Sehr wesentlich ist nun für die Wirkung der Höhensteuerung, ob der Ballon prall gefüllt oder schlaff ist, da sich je nachdem ein ganz anderer Wert ergibt. Es erscheint sogar vorteilhaft, unter gewissen Umständen von vornherein mit schlaffem Ballon abzufahren, da der Gasverlust, der beim ersten Aufstieg mit prallem Ballon eintritt, vermieden werden kann. Ehe man der Motoren und der Höhensteuerung ganz sicher war, mußte allerdings auf pralle Füllung Gewicht gelegt werden, um nicht unversehens in große Höhen aufzusteigen. Da diese Schwierigkeit jetzt aber fortfällt, ist es bei Höhen von 1500 Meter, wie sie praktisch in Betracht kommen, nicht ohne Belang, den Ballon schlaff zu lassen. Allerdings ist dagegen einzuwenden, daß sich bei nicht praller Füllung das Gas zwischen den einzelnen Fahnen rasch verschlechtert. Beim halbstarren System läßt sich durch Einpumpen von Luft ins Ballonet leicht Abhilfe schaffen. Aber auch beim starren System dürfte sich dieser Uebelstand vermeiden lassen. Zum Schluß bemerkt de Querbaia: „Wir können nicht umhin, mit Genugtuung zu konstatieren, daß die Ueberzeugung vom endlichen Erfolg des Zeppelinschen Unternehmens, welche wir an dieser Stelle vor drei Jahren unter weniger günstigen Auspizien zum Ausdruck brachten, sich seitdem schon so weit bestätigt hat, daß man von der gespannten Erwägung der Frage: Sein oder Nichtsein? jetzt ruhig zu einer solchen Detailörterung übergehen kann.“